Der Hüterbub von Stephansried

Es fiel schon die Nacht herein. Über die Türme der Abtei von Ottobeuren fuhr der Frühlingswind in schroffen und langen Stößen, fegte nach Norden über die Straße von Sontheim hin, prallte gegen die Höhe, dass die knorrigen Tannen ächzten und stöhnten.

Ein Mann rannte mit dem Wind ächzend bergauf, lief dann schneller, stand plötzlich still und stemmte sich gegen den Sturm, hob die Hände, zog den breiten, runden Hut, den er über der Zipfelmütze trug, noch fester über die großen Ohren. Mitten auf der Straße nach Sontheim bog der Mann nach links von der Straße ab und gelangte auf einen Feldweg, der nah an den Tannen vorbeiführte. Nun war er dem Sturm entwischt, schnaufte, lüftete den Hut und reckte den Hals, als wolle er irgendetwas erspähen.

Dort auf der Höhe funkelten ein paar Fenster mit den Sternen um die Wette. Dorthin wollte der Mann. Wie ein Besessener streckte er die Hände weit voraus, als wolle er durch den Schatten nach etwas greifen. Nun rannte er am ersten Haus vorbei, am zweiten, am dritten. Dann aber riss er eine Türe auf und rief ein paar Worte hinein, die der Wind in Fetzen zerriss. Der Mann rannte weiter auf eine Hütte zu, die am Berghang stand.

„Was ischt, Bernhardus?“

„Xaver, der Napolium ischt gschtorbe akkurat vor zwölf Täg in Sankt Helena drunt!“

„Der Napolium?“ Der mit Xaver Angeredete drängte den Ankömmling wieder zur Tür, fuhr sich selbst mit der Hand über den breiten Mund und zeigte hinter sich.

„Kummt ebbes?“, fragte Bernhardus.

„Helfs Gott!“, murmelte der Xaver und drängte den Freund aus der Hütte.

Am Bett der flachsgelben Rosina, die in dieser stürmischen Nacht in den Wehen lag, stand Magdalena Mayr, die Hebamme von Stephansried. Und noch ehe die Mitternachtsglocke der kleinen Kapelle ihre Schläge herauftönte, war dem Xaver Kneipp ein Knabe geboren.

„A Bub!“, sagte der dunkelhaarige Xaver verlegen zu Frau Mayr, als sie das Kind an den Ofen trug und mit Wasser netzte, „‘s ischt a Bub!“, antwortete die Frau.

Xaver trat wieder ans Bett zu seiner Rosina, er, der jüngere Teil dieser Ehe. Ein paar Jahre jünger war er als seine Frau. Draußen in der Kammer schliefen die anderen Kinder, die 5-jährige Maria und die 4-jährige Magdalena, die die Witwe Rosina Schalber dem Xaver mit in die Ehe gebracht hatte, als er vor drei Jahren nach Stephansried heiraten musste, weil die Not im Haus in Kammlach so drückend war. Rosina hatte damals ein Auge auf den jungen Leineweber gehabt und er wohl auch auf sie. Dann bekamen sie das erste Kind, die dunkeläugige Viktoria, ein zartes, niedliches Mädchen. Und nun war eben der Bub gekommen.

Am Türpfosten zwischen der schlafenden Frau und den schlafenden Kindern hingen der blaue Waffenrock und der Tschako mit dem Federbusch. Xaver Kneipp hatte erst vor einer Woche seiner Militärpflicht Genüge getan; so jung hatte er geheiratet. Jetzt hieß es drauflosarbeiten für sechs Mäuler.

„Etz hascht an Helfer!“, sagte Rosina plötzlich und nahm seine Hand.

„Eijo!“, sagte der Xaver und verzog den breiten Mund.

„Wie soll denn der Bub heiße?“, fragte Rosina.

„Der soll heiße wie mei Vatter selig - Anton Sebastian.“

„Und merkt’s euch, des Kind ischt gebore den 17. Mai Anno 1821 nachts um halb zwölfe!“, sagte gewichtig Frau Mayr und wünschte gute Nacht.

Im Winter hat der 6-jährige Baschtl einen alten Mantel vom Großvater Kneipp selig, mit dem er sich nachts zudecken kann.

Ist auch das Kleidungsstück oben und unten zerrissen und einem Lumpensack ähnlicher als einer menschlichen Hülle, so hält es doch die allergrößte Kälte ab.

Der Baschtl schläft unter dem Dach. Das ganze Häuschen am Berg hat ja nur zwei Kammern, Küche und Stall, kaum Platz für ein paar Stück Vieh, für die Eltern und die vier Mädchen. Denn nach dem Baschtl ist „no ebbes kemma“, die rotblonde Therese nämlich, die muntere Theres. Der Baschtl muss also nachts auf den Dachboden hinauf; gleich hinter der Dachluke schläft er. Ist der Sommer heiß, dann kann er braten; aber wenn einmal der Eiswind die Schindeln hebt, stößt der Schnee gleich schüttweise herein.

So war es im Jahre 1827, als der Baschtl das erste Jahr in die Schule ging; da lag der Schnee eines Morgens wie eine weiße Decke auf Großvaters Mantel. Fein war das! Denn als die Magdalena, die Stiefschwester, die er am liebsten hatte, durch die Treppe wie jeden Morgen den Kopf heraufstreckte, wupps, da hatte sie schon einen lockeren Ballen auf der roten Wange. Es gab eine Balgerei. Die drei großen Mädchen hielten zusammen und rieben den Baschtl tüchtig mit Schnee ein. Aber die Jüngste, die vierjährige Theres, heulte und rief die Mutter, die gleich erschien und mit harten Händen, so wie es ihre Gewohnheit war, schallende Ohrfeigen austeilte.

Die fünf schlichen zum Frühstück hinunter an den großen Tisch. Da stand für jedes ein Blechnapf mit einer Suppe aus Wasser und Brot, sonst nichts.

Ta tak - huit - kla klak! machte der Webstuhl im Keller. Der Vater war schon bei der Arbeit. -

Bernhardus Zettler mit den abstehenden Ohren war nicht nur der Schuster, sondern auch der Lehrer von Stephansried. Die 16 Kinder, die er unter seiner Fuchtel hatte, während er seine Bauerntrittlinge zimmerte, liebten ihn alle. Bernhardus Zettler war kein böser Schulmeister; er blieb bei seinem Leisten und war dabei ein weltkundiger und freigeistiger Mann. Sein Lieblings-

fach war die Geschichte, und er erzählte den Kindern von den Griechen und Römern und von den deutschen Kaisern und dem alten Deutschen Reich und zuletzt von dem großen Napolium und seinem Marsch nach Moskau, auf dem 30000 Bayern und Schwaben elendiglich umkamen. Dann holte Zettler Atem und erzählte vom Deutschen Bund und vom Bundestag in der Stadt Frankfurt, wo Bernhardus einst als Handwerksgeselle sein Brot verdient hatte. Über Metternich aber wusste der gute Zettler nur Schlechtes zu berichten und schilderte ihn wie den leibhaftigen Teufel. Aber dann weinte er Tränen der Begeisterung, wenn er auf den „Vater Max", den Bayernkönig selig, zu sprechen kam und seinen großen Sohn Ludwig weiland König von Bayern, den Freund der Griechen und der Antike, der aus seiner Residenz München die schönste Stadt des Reiches und aus dem Königreich Bayern das freieste Land machen wollte. -

Ta tak - huit - kla klak! macht der Webstuhl im Keller. Der Vater ist schon wieder an der Arbeit. Der Winter, der Winter - Webernot und Webertod! Nachmittags dürfen die Kinder nicht aus dem Haus, und wenn der Schnee noch so hell blitzt. Viktoria und Sebastian müssen grobes Werg[1] auskämmen und die Hede[2] der Mutter in die dürren Hände legen. Maria und Magdalena sitzen an der Spindel.

„Wir sind halt Weberleut!", sagt der Vater, wenn er zum Abendläuten vom Webstuhl kommt und in den Kreis der Seinen tritt. Heute hat er Namenstag. Erdäpfel und gestockte Milch[3] sind ein feines Abendbrot. Brennsuppe[4], die gab es gestern. Brot und Wasser, das gibt es morgen. -

Im Sommer ist alles anders. Wenn auch viele Handwerksburschen in den letzten Jahren durch das Dorf kommen und sonst unruhige Gesellen, die von Republik und Rebellion wie

1 Fasern, die bei der Bearbeitung von Flachs abfallen
2 Abfall von Flachs
3 saure Milch, Dickmilch
4 Suppe aus geröstetem Mehl, Fett und Wasser

alte Jakobiner faseln und nach der Schweiz und nach Amerika auswandern wollen, im Dorf selbst ist lustige Zeit. Meist fällt die Schule aus, weil der Zettler viel unterwegs ist. Und der Baschtl ist Hüterbub für 14 Gehöfte.

Vieh hüten, das kann er. Mit seiner Herde zieht er an den Hängen entlang, jodelt und singt, knallt hinauf in die blaue Luft, lässt den Blick hüpfen von Hügel zu Hügel bis hin zu den Dächern von Hawangen. Oder er sitzt am Rauschbächle mit verträumtem Blick und hängt die Füße ins Wasser. Dort drüben schiebt sich Wald neben Wald, als hätte jede Höhe ihr dunkelgrünes Käpple auf und wollte sich feierlich dem Tal zuneigen.

Im Tal fließt neben dem Rauschbächle das Mühlbächle munter um die Wette der Günz zu, die mit ihren Silberspiegeln aus der Ferne herüberblinkt. Näher bei Stephansried liegt der Sumpfweiher im Gestrüpp der Erlen und Weiden, an dessen Ufern die Mutter allsommerlich die Magenwurz, den Kalmus, schneidet, um für die Winterszeit einen Wein anzusetzen für Vaters Verdauung.

Der Vetter Funk aus Unterkammlach kommt jetzt aus der Volksschule, und ein Pfarrherr schickt ihn aufs Gymnasium und lässt ihn studieren. Der Vetter Funk, der lacht über den Hüterbuben von Stephansried, weil er bald in die große Stadt Augsburg darf.

Eines Tages verjagten Handwerksburschen dem Baschtl aus Übermut das Vieh, so dass die schönste Kuh des Bürgermeisters quer durch die sumpfigen Wiesen lief und sich in einem Erdloch ein Bein vertrat. Mit Herzklopfen brachte der Baschtl seine Kuh wieder auf den rechten Weg; aber das Tier hinkte böse, als die Herde am Abend ins Dorf zurückkehrte. Gott sei Dank! Der Bürgermeister merkte nichts, als die Kuh in den Stall kam. Anderntags holte der Bub sein Vieh zur guten Stunde zusammen, und es gelang ihm wieder, die lahme Kuh unbemerkt aus dem Stall und aus dem Dorf zu bringen. Draußen nahm er den Weg zu einer schönen Weide, wo der Tritt recht weich und das Futter

reichlich war. Die Kuh ging willig mit. Am Mühlbach aber, der sich am Rand der Weide wohlig im Kies dahinwälzte, trat die Kuh plötzlich in das seichte Wasser, beschaute sich in seinem Spiegel, soff und beleckte das lahme Bein. Der Baschtl sah das alles, und es kam ihm gar nicht sonderbar vor, dass die Kuh im Wasser blieb und gar nicht mehr von der Stelle ging. Es tut ihr gut, dachte der Bub und ließ die Kuh stehen, so lange sie wollte. Am Mittag dann holte er sein Stück Brot aus dem Ranzen, trank auch aus dem Mühlbach, legte sich auf den Rücken und träumte. Am Abend auf dem Heimweg sah er, dass die Kuh sehr viel leichter ging. Wenn man nicht bewusst nach ihr schaute, merkte man nicht einmal mehr, dass ihr etwas fehlte.

Am nächsten Tag trieb der Baschtl die Kuh selbst ins Wasser, nässte ihr das lahme Bein. Das Muckele schaute ihn mit seinen Kuhaugen so freundlich an, als wollte es auf schwäbisch sagen: „Bischt a gueter Bub, Baschtl!“ Zum Dank lief das Tier dann am Abend ganz flott nach Hause, so dass der Baschtl vor Freude zu jodeln anfing, wie es sonst zur Heimkehr seine Gewohnheit war. -

Im Herbst ging es wieder in die Schule. Der Winter von 1831 auf 1832 war ein Hungerwinter nach einem trockenen Sommer. Der Kalmus war zwar prächtig gediehen und lieferte einen guten Schnaps, aber das Brot war dafür umso rarer. Und was die einzige Kuh gab, durfte nicht auf den Tisch; das erlaubte die Mutter nicht. Die Käserei war ihr Gebiet; hier verdiente sie ihr Hausgeld. Die Leineweberei ging schlecht in ganz Schwaben. Man zahlte sechs Kreuzer für die Elle, das waren drei Kreuzer Verdienst. Ein Fünfpfundbrot aber kostete 18 Kreuzer.

„Es wird doch koi Hungerjahr gebe wie Anno 17!“, meinte unwirsch die Mutter.

„Will’s Gott, net!“, sagte gutmütig der Vater und schaute sorgenvoll zur Kellerluke empor.

Es gab ein Salzfass im Hause Kneipp, das stand an der Seite des Tisches, an der Vater und Mutter saßen. Als es nun wieder

einmal recht schöne und große Kartoffeln zum Abendessen gab, da packte den Baschtl ein Gelüste, und er dippte seine dritte Kartoffel nach der Art des Vaters schnell in das Salz. Die Antwort der Mutter war eine schallende Ohrfeige. Der Vater schaute weg, die vier Mädchen schwiegen betreten. „Hascht dir no koi Salz verdeant, Bub, borschtiger!“, sagte die Mutter. So ging der Winter.

Im Sommer war wieder alles anders. Baschtl hütete sein Vieh. Ein hoher, blauer Himmel war über Stephansried gespannt, so schön wie noch in keinem Jahr; die Wiesen glänzten fett, und an den Büschen hingen süße Beeren. Die Lieblingsschwester, die flachsgelbe Magdalena, ging mit auf die Weide, weil die Mutter sie in die Kräuter schickte. Dann hockten die Geschwister oft stundenlang im hohen Gras, und der Baschtl sprach vom Michele Funk, der nun schon in Augsburg auf dem Gymnasium war. Auf dem Heimweg packte ihn dann der Übermut: er hüpfte ins Mühlbächle und wollte seine Schwester auch ins Wasser zerren. Aber sie war schon in der Sonntagsschule von Ottobeuren und gab sich wie eine Erwachsene, obgleich sie wie der Baschtl barfuß laufen musste, weil die Mutter die Stiefel der Kinder den Sommer über im Schrank einschloss. -

Einmal trieb der Baschtl gerade heim, als er beim Bauern Rothärmel eine Menge Leute versammelt fand. „Er werd doch net sterbe!“, meinte die Bäuerin. Man hatte den Rothärmel aus Ottobeuren nach Hause bringen müssen. Auch der Bader war schon geholt worden. Nun schaute der Baschtl durchs Fenster und sah, wie der Bader aus Ottobeuren dem dicken Rothärmel kleine Glasköpfchen in den bloßen Rücken stieß, zehn an der Zahl, die sich schnell mit einer schwarzen Flüssigkeit füllten.

„Er hätt’ zu viel Blut“, meinte ein Bauer.

„Zur Ader wollet er sich net lasse, etz wird er geschröpft“, erwiderte eine Bäuerin.

Da standen nun die Gläschen mit ihrer schwarzroten Flüssigkeit alle in einer Reihe. Dem Baschtl war es ganz seltsam

zumute. Er kannte doch das frische Tierblut, wenn auf irgendeinem Hof ein Schwein oder ein Kalb geschlachtet wurde und er dann neugierig um die Scheune schlich. Frisches, helles, rotes Blut! Und das war Menschenblut? Diese dickflüssige, schwarzrote Masse?

„Die Baure von Stephansried hole sich ihre Räusch in Ottobeure“, hörte er nun die Mutter.

„Wir müsste halt in Stephansried au a Wirtschaft han“, entgegnete entschuldigend Xaver Kneipp.

„Es brauchts koi Wirtschaft net“, antwortete die Mutter.

„Wie ischt denn des, Vatter, dass der Mensch zu viel Bluet hätt'?“, fragte nun vorlaut der Baschtl.

„Des kummt vom Saufa!“, rief die Mutter schroff dazwischen und schnitt das Gespräch ab.

Der Baschtl konnte aber trotzdem nicht begreifen, dass ein Geschöpf der Natur, ob Mensch oder Vieh, „zu viel Blut hat“. Er sah immer noch die zehn Gläschen voll schwarzroter Flüssigkeit, die da beim Rothärmel auf dem Rücken standen.

Dös ischt koi Bluet, so dachte sich der Baschtl. -

Dann dauerte es nicht lang, und auch der Vater wurde krank. Ade, du schöner Sommer! Der Baschtl Kneipp musste nun selbst in den Keller und an den Webstuhl.

Ta tak - huit - kla klak! Die Handgriffe, die kannte er ja schon längst; die hatte ihm der Vater aus Spielerei beigebracht. Aber nun war es anders. Der Baschtl saß am Webstuhl, und seine Schwester Magdalena legte den Faden. Draußen führte der Schusterbub das Vieh von Stephansried auf die Weide. Durch die Kellerluke funkelte ein Sonnenblitz ... Nach acht Tagen webt der Baschtl seine erste Elle. Gut einen Tag braucht er von früh bis nacht. Die Stiefschwester Maria kocht das Garn in einem Bottich gleich neben dem Webstuhl. „A guts Garn muss recht feucht habe“, sagt der Vater, der einmal vom Bett aufsteht und in den dampfenden Keller kommt. Auch das kleine Fenster darf nicht mehr geöffnet werden, damit der Dampf nicht entweichen

kann. Magdalena sitzt neben dem Baschtl und legt „die Kette“ über den Garnbaum, einen Faden hübsch neben den andern. Am Brustbaum lehnt schweratmend der Baschtl. Ta tak! tritt der Fuß auf das Pedal. Die Fäden der Kette spreizen sich auseinander, der erste, der dritte, der fünfte nach oben, der zweite, der vierte, der sechste nach unten. Huit! - Nun wirft er das Schiffchen, „den Schützen“, mit dem Querfaden in die durchlaufende Öffnung der Kette. Kla klak! - Da hebt sich die Lade, die oben am Gestell des Webstuhls hängt, schlägt ihre Zähne um den Querfaden und presst ihn fest an das vorgewebte Stück. Ta - tak! Fängt schon wieder der Fuß zu treten an. Huit! - saust schon wieder das Schiffchen. Kla klak! - schlägt schon wieder die Lade ihre Zähne um das Gewebe.

Am Abend sieht der Baschtl durch die trübe Kellerluke am grünen Hang die Beine seiner geliebten Tiere, wie sie nach Hause laufen. -

Er war bald ein guter Weber, und der Vater, der nun wieder neben ihm saß, verlangte von ihm fünf Ellen am Tag. Baschtl drückte sein junges Herz an das Brustbein des Webstuhls und machte täglich fünf Ellen. Manchmal hätte er gern gesungen, aber das durfte die Mutter nicht hören, und so war es auch dem Vater nicht recht. -

Nun kamen der Winter und die Schule.

„Auf nächstes Jahr!“, sagte der Vater, als Baschtl die Kellertreppe emporstieg. Nun konnte er wieder hinaus in die frische Luft, mit anderen Kindern fröhlich sein und in der Schule dem Zettler zuhören, was der für neue Geschichten erzählte. In Griechenland war die Thronbesteigung des 17-jährigen Königs Otto erfolgt, der der zweite Sohn König Ludwigs I. war. „Isar-Athen schenkt uns den König der Hellenen!“ Ein Schwärmer war dieser Zettler! Ein großer Obelisk wurde in München errichtet, 32 Meter hoch, aus alten Geschützen gegossen, zur Erinnerung an die 30000 Bayern, die für Napolium in Russland gefallen waren. Da hörten die Kinder zu.